
Interview mit Dr. Katrin Girgensohn

Dr. Katrin Girgensohn ist eine der Pionierinnen deutscher Schreibzentren. Engagiert und leidenschaftlich kämpfte sie für die Errichtung des Schreibzentrums an der Europa-Universität Viadrina. Im April 2007 – direkt nach ihrer Promotion »Neue Wege zur Schlüsselqualifikation Schreiben« – war es endlich so weit. Katrin Girgensohn konnte das Schreibzentrum der Europa-Universität aufbauen. Die wissenschaftliche Leiterin war im letzten Jahr im Rahmen einer von der Deutschen Forschungsgesellschaft (DFG) finanzierten Forschungsreise in den USA auf den Spuren amerikanischer Schreibzentren unterwegs.

In Leserbriefen in der FAZ beklagten vor Kurzem einige Professoren, dass die »Schlüsselqualifikation Schreiben« in Deutschland Mangelware sei. Warum richten die Universitäten in Deutschland dann nicht so schnell wie möglich Schreibzentren ein?

Weil die Universitäten chronisch unterfinanziert sind. In Deutschland müssen diese mit dem Geld haushalten, das sie bekommen. Alle Lehrstühle, alle Einrichtungen, die gesamte Verwaltung, müssen mit dem Betrag x auskommen, der eher geringer wird als höher. Wenn eine Uni ein Schreibzentrum einrichtet, bedeutet das, sie muss an anderer Stelle kürzen. Aber da bereits so viel gekürzt worden ist, bleibt wenig Spielraum und es ist schwierig, etwas Neues zu etablieren. Deshalb sind Drittmittel so wichtig – Fördergelder, die zusätzlich zum Haushalt fließen. Aber die meisten Drittmittel werden für Forschung vergeben.

Die Aufgaben und Angebote von Schreibzentren

Schreibzentren bieten in Einzelgesprächen Klärung zu Fragen nach dem »wie« von entstehenden Texten und Begleitung von Schreibprozessen an. Darüber hinaus führen sie Seminare und Workshops zum Beispiel zum Thema wissenschaftliches Schreiben, aber auch zum Kreativen Schreiben durch. Das eine befruchtet das andere: Die Teilnehmer stärken durch das Kreative Schreiben ihren Mut, eine eigene Stimme und Haltung zu entwickeln.

So werden sie auch besser im wissenschaftlichen Schreiben. Wie man einen wissenschaftlichen Text liest und ihn dann in eigene Worte fasst, das können sie durch die Hilfe im Schreibzentrum lernen.

Der Blick darauf, dass Schreiben ein Prozess ist, hilft Studierenden zu akzeptieren, dass Schreiben Zeit braucht. Die Erkenntnis, mit Schreibproblemen und auch mit der Zeit – der Arbeitsorganisation etc. – nicht allein zu sein, kann den »Uni-Bluff« (bloß nicht zugeben, wenn man etwas nicht verstanden hat!) auflösen. Eine gute Voraussetzung dafür, mit der wissenschaftlichen Arbeit richtig loslegen zu können. Schreibzentren arbeiten aber auch mit Lehrenden zusammen. Dabei geht es u.a. darum, wie in der Lehre Schreiben als Lernmedium besser genutzt werden kann. In vielen Schreibzentren sind außerdem Forschungsprojekte in der Schreibwissenschaft Bestandteil ihrer Arbeit.

Die Universitäten streben nach dem Exzellenzstatus. Gehört die Schlüsselqualifikation »Schreiben« nicht dazu?

Doch, natürlich. Forschung ohne Schreiben ist sinnlos, denn ohne schriftliche Ergebnisse wird kein Wissen geschaffen, das in der Welt bleibt. Das gilt für alle Fächer, auch für die Naturwissenschaften. Ohne Schreibfertigkeiten gibt es also keine Exzellenz. Das fängt schon bei den Anträgen an, mit denen sich die Universitäten für die Exzellenzförderung bewerben: Umfangreiche Schriftstücke sind das und sie müssen äußerst zielgruppengerecht geschrieben werden. Gute Ideen und gute Forschungsprojekte reichen nicht aus, damit man gefördert wird, man muss auch in der Lage sein, sie überzeugend schriftlich zu präsentieren.

Forschung ohne Schreiben ist sinnlos, denn ohne schriftliche Ergebnisse wird kein Wissen geschaffen, das in der Welt bleibt

Doch wie gesagt, das Problem ist die relativ einseitige Ausrichtung auf die Forschung. Eigentlich sollten die deutschen Universitäten Forschung und Lehre vereinen und dazu müsste gehören, dass die

forschenden Lehrenden auch lehren, wie man in ihrem Fach schreibt. Lehre wird aber zu selten gefördert. Eine erfreuliche Ausnahme machte vor Kurzem das Bundesministerium für Bildung und Forschung. Hochschulen konnten sich für Fördergelder bewerben, um die Studienqualität zu verbessern. In diesem Rahmen werden zahlreiche Initiativen gefördert, die wissenschaftliches Schreiben an Hochschulen vermitteln. Das ist eine gute Sache, aber eigentlich müsste es so sein, dass dies im Rahmen der Grundausstattung der Hochschulen finanziert wird.

Wäre es bei den nicht als exzellent getesteten Universitäten nicht besonders nötig und förderungswürdig, den Studenten solides Schreibhandwerk zu vermitteln?

Nein, das ist überall gleich wichtig. Ob eine Uni als »exzellent« eingestuft wird oder nicht, hat nichts mit der Qualität der Lehre zu tun. Die Studierenden bekommen meistens von der Exzellenzförderung herzlich wenig mit. Alle Hochschulen müssen Studierende dabei unterstützen, ihre Schreibkompetenzen auszubauen. Schreibzentren, in denen individuelle Schreibberatung durch ausgebildete Studierende angeboten wird, sind ein besonders guter Weg dafür.

Schreibprozesse verlaufen bei verschiedenen Menschen unterschiedlich, wir sprechen von verschiedenen Schreibtypen

Die individuellen Gespräche auf Augenhöhe bieten viele Vorteile. Schreibprozesse verlaufen bei verschiedenen Menschen unterschiedlich, wir sprechen von verschiedenen Schreibtypen. In Einzelgesprächen kann man darauf besser eingehen. Außerdem ist Schreiben ja nicht nur das Tippen auf der Tastatur, es gehört viel mehr dazu. So zum Beispiel auch das Entwickeln von Ideen und Argumentationen. Das geht viel besser im Gespräch mit anderen.

Hinweis

»Nahezu jeder, der schreibt, mag es – und braucht es –, über sein oder ihr Schreiben zu reden. Am liebsten mit jemandem, der wirklich zuhört, der weiß, wie man zuhört und der ebenfalls weiß, wie man über das Schreiben spricht. Ein Schreibzentrum ist eine institutionalisierte Antwort auf dieses Bedürfnis« (Stephen North, *The Idea of a Writing Center*).

Heinrich von Kleist nannte das »die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden«. Und schließlich brauchen alle, die schreiben, Leserinnen und Leser. In Schreibzentren finden Studierende ihre Leserinnen und Leser. Das Tolle ist: Diese Leserinnen und Leser sind geschult darin, über Texte zu reden. Sie können also auf eine Weise ihre Leseindrücke schildern, die den Schreibenden hilft, zu verstehen, wie sie ihre Texte verbessern können.

Das alles ist unabhängig davon zu sehen, ob jemand bereits versiert schreiben kann oder nicht. Schreibzentren sind Ort für alle, nicht nur für diejenigen, über die sich die Professoren in der FAZ mokiert haben. Ich selbst würde mich durchaus als professionelle Schreiblerin bezeichnen und ich hole mir *immer* Rückmeldung zu meinen Texten. Ich nutze die Schreibberatung in meinem Schreibzentrum gerne selbst und ich betrachte es als großes Glück, dass ich oft in Zeitschriften publiziere, wo in den Peer-Review-Gremien Kolleginnen und Kollegen sitzen, die sehr produktives Feedback geben.

Übrigens ist das ein Standard-Verfahren in der Wissenschaft: Publikationen werden immer durch andere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler begutachtet. Es ist ganz normal, dass man vor einer Veröffentlichung seine Artikel noch einmal überarbeiten muss. Dabei lernt man, die eigenen Texte von außen zu betrachten, aus der Perspektive der Lesenden. Aber von Studierenden wird erwartet, das von alleine zu lernen. Sie geben eine Hausarbeit ab und das war's. Keine Rückmeldung, was sie noch überarbeiten sollten, bevor der Text endgültig steht.

Welche Schreibtypen gibt es und welche Schreibübungen sind für wen sinnvoll?

Bin ich ein Planer, ein Draufflosschreiber, ein Mehrversionenschreiber oder ein Patchworkschreiber? Schreibtypen unterscheiden sich erst einmal darin, wie sie sich dem Schreiben nähern: Überlege und plane ich oder schreibe ich gleich los? Arbeite ich mit mehreren Versionen und verwerfe ich von denen dann alle bis auf eine? Es gibt auch »Patchworkschreiber«, die sprunghaft schreiben und erst Teile zusammensuchen, die sie dann wieder überarbeiten. Entsprechend dazu gibt es Schreibübungen, die unterstützen.

Hier ein Tipp für Planer, denen noch Ideen fehlen: Holen Sie sich einen Bildimpuls, ein Foto, eine Abbildung, die mit Ihrem Thema zu tun hat. Schreiben Sie einfach mal drauflos. Fünf Minuten – einfach zu allem, was Ihnen zu diesem Foto und Ihrem Thema einfällt. Beginnen Sie mit dem Satz: »An meinem Thema finde ich besonders spannend, dass ...« oder »Auf dem Foto sehe ich, dass ...« und dann legen Sie den Stift fünf Minuten lang nicht aus der Hand, sondern schreiben einfach herunter, was Sie beschäftigt. So kommt zutage, was alles in Ihnen steckt, Sie begeistert und vielleicht erst herauskommt, wenn Sie auf die Form und Struktur zunächst verzichten. Lassen Sie Ihren Assoziationen freien Lauf. Halten Sie aus, dass es Ihnen zunächst chaotisch scheint. Nach einer Pause dürfen Sie Ihren Text kritisch mustern und überlegen, an welcher Stelle er sinnvoll scheint und Neues birgt. Genießen Sie das Spiel mit Ihrer Kreativität!

Sie sind gerade mit einem Stipendium in den USA, um Ihr Habilitationsprojekt umzusetzen, in dem es um die Frage geht, was Schreibzentren erfolgreich macht. Sie haben das Schreibzentrum an der Europauniversität Viadrina in Frankfurt/Oder so aufgebaut, dass es als Modell für andere Universitäten in Deutschland gilt. Warum dann der Blick in die USA, wenn Sie doch wissen, wie man es macht?

Es freut mich, wenn Sie in unserem Schreibzentrum ein Modell für andere Universitäten sehen. Aber wir waren keineswegs die Ersten in Deutschland. Die Schreibzentren der Universitäten Bielefeld und Bochum und das Schreibzentrum der Pädagogischen Hochschule

in Freiburg waren z.B. für mich Vorbilder und der Austausch mit den Kolleginnen und Kollegen dort eine große Unterstützung.

Aber insgesamt betrachtet steht die Etablierung von Schreibzentren in Deutschland doch noch ziemlich am Anfang. Daher der Blick in die USA. Dort hat es vor gut dreißig Jahren eine ähnliche Entwicklung gegeben, wie sie sich jetzt hier abzeichnet: Ausgehend von einzelnen Writing Labs an verschiedenen Hochschulen hat sich die Idee von Schreibzentren immer mehr durchgesetzt, bis es schließlich dazu kam, dass Schreibzentren so selbstverständlich zu Hochschulen dazugehören wie Immatrikulationsbüros. Es gibt kaum noch Hochschulen, die keine Schreibzentren haben.

Diese Entwicklung in den USA hat nicht von alleine stattgefunden. Dahinter stecken Menschen, die sich stark für ihre Schreibzentren und darüber hinaus engagiert haben. Sie haben sich mit Lernmethoden, Schreibprozessstheorien, aber auch mit den bildungspolitischen Entwicklungen auseinandergesetzt und sich eingemischt. Sie haben sich vernetzt, Fachzeitschriften und Konferenzen ins Leben gerufen und sich gegenseitig unterstützt. Ich habe mich mit vielen dieser Menschen getroffen, um von ihren reichen Erfahrungen zu profitieren und damit die hiesigen Entwicklungen vielleicht besser vorantreiben zu können. Ich habe sie interviewt, weil ich denke, dass wir in Deutschland und Europa viel von ihnen lernen können. Natürlich haben wir andere Universitätsstrukturen hier, nicht alles lässt sich einfach übertragen.

Was ist in den USA anders als bei uns?

Der finanzielle Spielraum scheint mir größer zu sein, weil Hochschulen nicht nur vom Staat, sondern auch über Fundraising und Gebühren finanziert werden. Allerdings haben die Auswirkungen der Finanzkrise von 2008 mittlerweile die Hochschulen erreicht und hart getroffen, so dass viele meiner Kolleginnen und Kollegen mit ähnlichen finanziellen Schwierigkeiten kämpfen wie wir an deutschen Schreibzentren.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den USA und Deutschland in Sachen Schreiben an der Hochschule besteht darin, dass dort generell Einigkeit über die Aufgabe der Hochschule besteht, Studierenden Schreibkompetenzen zu vermitteln. Natürlich gibt es auch dort die Klagen über die von der Schule zu schlecht vorbereiteten Studierenden. Aber dem Schreiben wird innerhalb der Lehre ein hoher Stellenwert zugestanden. So müssen zunächst alle Studierenden, ganz unabhängig davon, was sie studieren, ein Schreibseminar besuchen.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den USA und Deutschland besteht darin, dass dort generell Einigkeit über die Aufgabe der Hochschule besteht, Schreibkompetenzen zu vermitteln

Viele Hochschulen haben außerdem »writing-across-the-curriculum«-Programme, die Lehrende dabei unterstützen, das Schreiben als Lernmedium gezielter einzusetzen in ihren Lehrveranstaltungen. Lehrende können sich beraten lassen, wie sie produktive Rückmeldungen auf studentische Texte geben, wie sie Schreibaufgaben konzipieren oder wie sie die Studierenden anleiten, einander Feedback zu geben. Im Curriculum gibt es »schreibintensive« Lehrveranstaltungen in allen Fächern, in denen besonders viel geschrieben wird. Manche Hochschulen verbinden diese Lehrveranstaltungen mit dem Einsatz von Writing Fellows, speziell geschulten Studierenden, die Rückmeldungen zu den Schreibaufgaben für diese Lehrveranstaltungen geben.

Ein besonderes überzeugendes Vorbild ist das Modell des Peer Tutoring an dortigen Schreibzentren. Dabei geht es um die Idee, dass Studierende einander in ihren Lernprozessen unterstützen. Grundsätzlich ist die Idee studentischer Tutorinnen und Tutoren an Hochschulen natürlich nicht neu, auch in Deutschland nicht, aber im Bereich der Writing Centers ist diese pädagogische Idee des

collaborative learning besonders intensiv weiterentwickelt und theoretisch fundiert worden. An Schreibzentren erhalten Tutorinnen und Tutoren eine fundierte Ausbildung, sie bilden sich fortlaufend weiter, sie werden durch Mentorinnen und Mentoren betreut, sie haben eigene Konferenzen und Fachzeitschriften. Sie reflektieren ihre Tätigkeiten sehr intensiv und entwickeln sich dadurch auch selbst fortlaufend weiter. Und sie entwickeln die Schreibzentren, an denen sie arbeiten, weiter. Schreibzentren sind studentische Orte, aber intellektuelle studentische Orte. In Schreibzentren finden Fachdiskussionen statt, ein akademischer Austausch – aus studentischer Perspektive.

Alle diese Angebote gibt es also und Schreibzentren bieten zusätzlich dazu Einzelberatungen und Workshops an. In Deutschland sind Schreibzentren dagegen oft die einzige Einrichtung in der Hochschule, die sich dem Schreiben widmet.

Glauben Sie, dass die Einrichtung von Online-Gruppen und Peer Tutoring sich in Deutschland verbreiten wird?

Ja, sicher. Schreibgruppen, ob online oder live, bringen Schreibende voran. Sie motivieren, sie verbessern die Qualität von Texten und sie verringern die Einsamkeit beim Schreiben. Wer sich um das eigene Fortkommen in Sachen Schreiben kümmern will, sollte sich daher schleunigst eine Schreibgruppe suchen!

Peer Tutoring wird sich sicher weiterverbreiten, weil es eine gute Idee ist und diese Idee nicht mehr zu stoppen ist. Ich habe im letzten Jahr so viele Stellenanzeigen zur Entwicklung von Peer-Tutoring-Programmen für wissenschaftliches Schreiben gesehen, wie in den letzten zehn Jahren zusammen nicht. Das wird nicht einfach wieder verschwinden.

Hat Deutschland die Chance, den Vorsprung angelsächsischer Länder aufzuholen? Und sollten wir uns damit beeilen?

Ja, auf jeden Fall. Wenn ich überlege, was sich hier in den letzten zehn Jahren alles entwickelt hat in Sachen Schreibdidaktik, dann bin ich sehr optimistisch. Beeilen sollten wir uns natürlich im Inter-

esse der Studierenden bzw. im Interesse aller am Schreiben interessierten Menschen.

Man kann das Thema auch ökonomischer betrachten: Wissenschaft und Kultur sind für ein Land, das so wenig Rohstoffe hat wie Deutschland, ein wichtiger Standortfaktor. Es ist daher einfach ein Muss, junge Menschen gut darauf vorzubereiten, in einer globalisierten und digitalisierten Welt zu kommunizieren.

Welche Möglichkeiten sehen Sie, das Thema voranzutreiben?

Wir müssen uns vernetzen und austauschen. Konferenzen, Workshops, Symposien – wir sollten alle Gelegenheiten dafür nutzen.

Ich halte außerdem Aktionen für wichtig, die unsere Arbeit öffentlich sichtbar machen. »Die Lange Nacht der aufgeschobenen Hausarbeiten« ist ein gutes Beispiel dafür. Wir haben diese Veranstaltung 2010 zum ersten Mal durchgeführt, indem wir unser Schreibzentrum eine ganze Nacht lang öffneten und Studierende einluden, ihre Hausarbeiten in einer ungewöhnlichen Arbeitsatmosphäre voranzutreiben. Wir haben neben Schreibberatung auch Schreibtisch-Yoga, eine kleine Nachtwanderung und andere kurze Arbeitsunterbrechungen angeboten, aber vor allem haben die Studierenden konzentriert geschrieben. Wir waren sehr erstaunt, dass nicht nur die Studierenden, sondern auch die Presse begeistert von unserer Idee war. Wir hatten das große Vergnügen, eine Pressekonferenz zu geben, bei der Journalisten von ZEIT, Spiegel Online, FAZ und anderen Medien zugegen waren – das war ein Traum! Im nächsten Jahr haben sich fünf weitere Schreibzentren unserer Aktion angeschlossen und dieses Jahr war die Lange Nacht sogar schon ein weltweites Event – mit einer »Long Night against Procrastination« in den USA.

Hinweis

Was raten die Schreibexperten bei »Aufschieberitis«? Sie raten:

- anzufangen
- sich nicht mit dem Schreiben im stillen Kämmerlein abzuschotten

- Verbündete zu suchen
- Schreibzentren zu besuchen
- sich aktiv und in Verbund mit anderen mit dem Schreiben, den eigenen Schreibprozessen auseinanderzusetzen
- Texte zu besprechen usw. ...

Die Lange Nacht der aufgeschobenen Hausarbeiten findet ab 2013 jedes Jahr am ersten Donnerstag im März statt. Wer an seiner Hochschule mitmachen will, sollte dafür Sorge tragen, dass während des Events Schreibberatung angeboten wird. Mehr Infos unter <http://schreibnacht.wordpress.com>.

Wie haben Sie entdeckt, dass Schreibkompetenz zu vermitteln Ihre Berufung ist? Welche Ausbildung(en) oder Studien haben Sie dafür absolviert?

Ich war schon immer sehr am Schreiben interessiert und habe mir einen Beruf gewünscht, bei dem ich viel schreibe. »Vom Schreiben leben können« war meine Vision, aber viele Ausbildungsmöglichkeiten schien es nicht zu geben. Nachdem ich mich vergeblich für Dramatisches Schreiben und für Drehbuchschreiben beworben hatte, waren die Möglichkeiten auch schon erschöpft. Also habe ich Neuere Deutsche Literaturwissenschaften studiert, in der Hoffnung, so mehr über das Schreiben zu lernen. Leider hatte mein Studiengang eine sehr produktorientierte Sichtweise – wir haben immer über die Texte diskutiert, nie über Entstehungsprozesse. Auch das wissenschaftliche Schreiben wurde nicht gelehrt. Wie wir Hausarbeiten schreiben sollen, mussten wir uns irgendwie selbst beibringen.

Es war trotzdem ein interessantes Studium, ich habe sehr viel über deutsche Literatur gelernt. Aber für meinen Wunsch nach Schreiben musste ich mir selbst etwas organisieren. Wir hatten an der Humboldt-Universität die Möglichkeit, ein so genanntes Projektstudium zu organisieren, eine studentisch durchgeführte Lehrveranstaltung. Gemeinsam mit zwei Kommilitonen haben wir »Kreative Literaturgeschichte« angeboten und sehr viele kreative Schreibübungen gemacht. Ich habe mir außerdem Schreibgruppen organisiert.

Wie haben Sie diese Erfahrungen für Ihren späteren Berufsweg geprägt?

Ich habe beschlossen, genau da weiterzugehen. Parallel zum Studium habe ich deshalb eine Ausbildung am Berliner Institut für Kreatives Schreiben absolviert. Bei Claus Mischo und Eduard Blöchl habe ich viel darüber gelernt, wie man kreative Schreibgruppen anleitet. Das brachte mir ein Zertifikat als »Poesiepädagogin« ein, das mir Türen zu Volkshochschulen und anderen Weiterbildungsträgern geöffnet hat. Dort habe ich gemeinsam mit meiner Kollegin Ramona Jakob viele Jahre lang kreative Schreibkurse angeboten, während ich noch studierte. Für mich war das nicht nur ein Job, sondern ein wunderbarer Ausgleich zum theoretischen Studium. Die Schreibgruppen und Schreibkurse waren außerdem meine Ausrede, mir die Zeit zum eigenen Schreiben zu stehlen. Denn meine Zeit war immer knapp, da während meines Studiums auch unsere beiden Töchter zur Welt kamen.

Meine liebste Schreibgruppe, die Gruppe Weibergeflüster, bestand neun Jahre lang und war ein tolles Experimentierfeld für alle möglichen Schreiberfahrungen. Daraus ist später unser Buch »66 Schreibnächte« hervorgegangen. Ramona und ich haben nach vielen Jahren gemeinsamen Schreibens darüber nachgedacht, wie viel Vergnügen wir hatten und was für inspirierende Ideen in unseren Schubläden schlummern. Also haben wir uns zusammengesetzt und die »66 Schreibnächte« geschrieben. Das war mein erstes publiziertes Buch. Wir haben ziemlich schmerzhaft lernen müssen, wie viel Arbeit ein Buch noch macht, nachdem man das erste Manuskript verfasst hat. Aber die Arbeit hat sich gelohnt und wir sind sehr stolz, dass das Buch zehn Jahre nach der ersten Veröffentlichung im Schneider-Verlag wieder neu aufgelegt wurde.

Wie sind Sie dann weiter vorgegangen, um Ihr Ziel zu erreichen?

Nach dem Studium habe ich dann versucht, mich als Schreibtrainerin selbstständig zu machen. Zu der Zeit habe ich es aber nicht

geschafft, von meinen Kursen, Workshops und Literatursalons zu leben. Deshalb habe ich nebenher als Anwaltssekretärin gearbeitet. Ich habe viel geschrieben, aber leider war das nur ein Abtippen der auf Band diktierten Briefe und Akten. Immerhin habe ich dabei gelernt, schnell zu tippen.

Während ich freiberuflich als Schreibtrainerin arbeitete, habe ich versucht, ein möglichst breites Angebot zu entwickeln, um herauszufinden, was gut läuft. So habe ich Schreibreisen und Stadtführungen mit Kreativem Schreiben angeboten, habe mich bei verschiedensten Bildungseinrichtungen beworben und auch selbst an Ausschreibungen für Projektgelder teilgenommen. Eine solche Ausschreibung war zum Beispiel ein Wettbewerb des Quartiersmanagements Friedrichshain. Wir bekamen die Möglichkeit, eine Schreibwerkstatt mit Anwohnern verschiedener Generationen durchzuführen. Diese Erfahrung war so schön, dass wir die Gruppe über mehrere Jahre fortführten. Wir haben ältere und jüngere Menschen angeleitet, Ereignisse aus ihrem Leben aufzuschreiben, sie literarisch zu gestalten und sich darüber miteinander auszutauschen. Diese Schreibwerkstatt, das »Friedrichshainer Kaleidoskop der Erinnerungen«, gehört zu meinen besten Erfahrungen als Schreibtrainerin, weil ich erleben konnte, dass Schreiben Menschen verändern und Verständnis füreinander bewirken kann. Inzwischen leben einige unserer ehemaligen Teilnehmerinnen nicht mehr, aber durch unsere Schreibgruppe sind viele ihrer Erinnerungen noch immer lebendig.

Rein finanziell betrachtet, was hat funktioniert, wovon konnten Sie gut leben?

Finanziell gesehen war es aber nicht das kreative oder biografische Schreiben, das sich gelohnt hat, sondern das wissenschaftliche Schreiben. Hier war die Nachfrage am höchsten. Nun hatte ich ja gerade auf diesem Gebiet keine Ausbildung – wenn man von meinem Studium absieht, aber da gab es, wie gesagt, eigentlich keine Anleitung in diesem Bereich. Also habe ich angefangen, mich selbst wei-

terzubilden. Zu der Zeit gab es, zumindest auf Deutsch, noch nicht so viel zu lesen zur Didaktik des wissenschaftlichen Schreibens. Ich habe Artikel und Bücher von Gabriela Ruhmann, Otto Kruse und Gerd Bräuer studiert und daraus schreibdidaktische Übungen abgeleitet, die ich dann in meinen Workshops erprobt habe.

Das Experimentieren mit Schreibaufgaben in Workshops war ich ja gewöhnt, das hat mir den nötigen Mut gegeben. Und weil es gut lief, habe ich mich schließlich auch getraut, Workshops für Doktoranden zu geben. Dabei habe ich viele interessante Menschen getroffen, die ich immer ein bisschen beneidete um ihre Forschungsprojekte und ihre Möglichkeit, sich über mehrere Jahre hinweg mit einem Schreibprojekt zu befassen – denn eine Doktorarbeit ist ein großes Schreibprojekt.

Wann und wieso haben Sie sich dann entschlossen, selbst zu promovieren?

Es waren diese Begegnungen mit Doktoranden in den Workshops, die mich dazu gebracht haben, selbst eine Promotion ins Auge zu fassen. Ich habe eine Weile gezögert, weil ich mich selbst zunächst nicht als Wissenschaftlerin gesehen habe, sondern als (Schreib-)Praktikerin. Aber je mehr ich las, desto mehr habe ich verstanden, dass die Forschung über Schreibprozesse und Schreibdidaktik wichtig ist, weil sie die Praxis bereichern und weiterbringen kann. Außerdem habe ich beim Konzeptionieren meiner Workshops selbst eine ganze Menge über wissenschaftliches Schreiben gelernt und es fing an, mich genauso zu faszinieren wie fiktionales oder biografisches Schreiben – ich konnte mir vorstellen, selbst wissenschaftlich zu schreiben. Zu der Zeit bekam ich als Schreibtrainerin Lehraufträge für wissenschaftliches Schreiben an der Europa-Universität Viadrina und begegnete dort meinem späteren Doktorvater, Hartmut Schröder. So wurde diese Uni zu meiner neuen intellektuellen Heimat. Zugleich habe eine weitere Ausbildung zur wissenschaftlichen Schreibberaterin bei Gerd Bräuer absolviert, die von der PH Freiburg angeboten wird und überwiegend online abläuft.

Hinweis

Wissenschaftliches Schreiben ist an eine bestimmte Form und Sprache gebunden. Kreatives Schreiben ist »ohne Korsett«, auf einen Impuls hin eine Geschichte oder ein Gedicht schreiben; Biografisches Schreiben hängt mit der eigenen Biografie zusammen – könnte zum Beispiel die Antwort auf die Frage sein: »Was war mein schönstes Erlebnis als Kind?« Fiktionales Schreiben ist die Kunst, Geschichten zu entwickeln.

Welchen Raum nimmt bei Ihnen das eigene Schreiben ein?

Wenn Sie mit »eigenem Schreiben« mein privates Schreiben meinen, also das Schreiben jenseits des Berufs, dann muss ich sagen, dass es deutlich weniger Raum einnimmt als früher. Möglicherweise liegt es daran, wie stark sich berufliches Schreiben und privates Schreiben vermischen. Ich arbeite z.B. auch in meiner Freizeit an wissenschaftlichen Artikeln oder blogge über Schreibzentren. Auch mit meiner Online-Schreibgruppe, mit der ich hauptsächlich meine wissenschaftlichen Artikel bespreche, treffe ich mich in meiner Freizeit.

Ich schreibe aber noch Tagebuch und habe eine private Schreibgruppe, in der wir fiktionale und poetische Texte schreiben und besprechen. Im November nehme ich traditionell am NaNoWriMo teil – dem National Novel Writing Month. Dann versuche ich, in 30 Tagen ein Romanmanuskript mit 50.000 Wörtern zu schreiben. Das mache ich aus Spaß an der Freude, wie man so schön sagt.

Hinweis

NaNoWriMo, oder *National Novel Writing Month*, ist eine Aufforderung an Schreibende, innerhalb der 30 Tage des Monats November einen Roman mit mindestens 50.000 Wörtern zu verfassen. Der *National Novel Writing Month* hat auch international einen enormen Zulauf. Der Amerikaner Chris Baty hat ihn ursprünglich ins Leben gerufen. Viele Autorinnen und Autoren wurden mit ihren im November entwickelten Romanen mittlerweile von bekannten Verlagshäusern publiziert.

Da das Schreiben eines Romans erfahrungsgemäß nicht in einem Monat endgültig zu schaffen ist, sondern auf die kreative Phase im November noch eine länger dauernde Überarbeitung stattfinden muss, nutzen viele Schreibende den NaNoWriMo einfach als Inspirationsmonat und Kreativitätsquelle. Die begrenzte Zeit gibt ihnen den Impuls, jetzt ernst zu machen und endlich anzufangen.

Wie hoch ist der Anteil des »Schreibens« in Ihrem Job?

Der Anteil des Schreibens ist sehr hoch, das stimmt. Ich schreibe so vieles: Anträge, Berichte, wissenschaftliche Artikel und Bücher, Forschungsnotizen, Konzepte, Unterrichtsmaterialien, Homepageinhalte, Gutachten, Feedbacks für studentische Texte, Referenzen, Pressemitteilungen und vieles mehr. Einen großen Anteil machen auch die E-Mails aus, die täglich zu Hunderten kommen. Nicht alle muss ich beantworten, viele enthalten z.B. nur Informationen aus meinen verschiedenen kollegialen Netzwerken. Aber insgesamt ist deutlich zu merken, wie viel berufliche Kommunikation heute schriftlich über dieses Medium läuft – das kann richtig überwältigend sein und kann auch von anderen Aufgaben ablenken, wenn ich nicht aufpasse.

Schreiben Sie immer wieder gerne oder haben Sie auch Tage, an denen Sie sich an den Schreibtisch quälen? Bedienen Sie sich bestimmter Schreib- oder Mentaltechniken, damit das Schreiben fließt?

Wenn es mir gelingt, mir Zeit für das Schreiben von Artikeln oder Büchern freizuschaukeln, genieße ich das meistens sehr. Denn das größte Problem ist für mich nicht das Schreiben selbst, sondern der Stress, wenn ich das Schreiben zwischen viele andere Aufgaben quetschen muss und mir die Zeit im Nacken sitzt. Natürlich fällt es mir auch manchmal schwer, insbesondere das Anfangen und das Überarbeiten. Aber ich habe mich inzwischen lange genug selbst beim Schreiben beobachtet und kenne auch genug Schreibtechniken, um trotzdem voranzukommen. Ich weiß zum Beispiel, dass

ich eine typische Mehrversionenschreiberin bin: Es fällt mir oft leichter, einen Textteil, mit dem ich unzufrieden bin, ganz neu zu schreiben, als ihn zu überarbeiten. Mittlerweile weiß ich einfach, dass das bei mir besser funktioniert, und ärgere mich nicht mehr so sehr über die scheinbar unnötig produzierten Textmassen auf meinem Computer.

Was verdienen Sie als wissenschaftliche Leiterin des Schreibzentrums?

Ich werde ab Oktober wieder einen Tarifvertrag mit dem Land Brandenburg haben, TVL 13 Ost. Wie viel man da verdient, ist abhängig von der Steuerklasse, davon, ob man Familie hat, und davon, wie viel Berufsjahre man schon absolviert hat. Im Internet gibt es Tarifrrechner, wo man sich ausrechnen kann, wie viel das im Einzelfall ist. Grundsätzlich würde ich jedem, der ein Schreibzentrum aufbauen und leiten will, raten, sich nicht mit einer halben Stelle abspesen zu lassen. Man arbeitet mindestens voll – am besten aber sollten mehrere Stellen geschaffen werden.

Was war Ihr schönstes berufliches Erfolgserlebnis?

Das ist schwer zu sagen. Ich habe einen tollen Beruf, der mir viele Erfolgserlebnisse ermöglicht. Es ist schön, mit meinem Tutorenteam im Schreibzentrum zusammenzuarbeiten. Wir schaffen viel und haben trotzdem viel Spaß miteinander, das genieße ich sehr. Wenn ich die Protokolle von ihren Schreibberatungen lese, habe ich oft ein Hochgefühl. Dann freue ich mich darüber, wie gut es für die Studierenden ist, die Möglichkeit einer Schreibberatung zu bekommen, und ich freue mich darüber, zu sehen, was die Tutoren selbst lernen und wie sie sich entwickeln.

Ein großer Erfolg ist es für mich auch, das DFG-Stipendium errungen zu haben, das mir einen einjährigen Forschungsaufenthalt in den USA ermöglicht hat. Es hat mir die Möglichkeit gegeben, weiterzulernen und viele wunderbare Kollegen zu treffen. Darüber hinaus hat es mir aber auch gezeigt, dass die Deutsche Forschungsge-

meinschaft mein Thema wichtig findet und fördern möchte – das macht mir Hoffnung für Schreibzentren in Deutschland.

Was war der härteste berufliche Rückschlag?

Der härteste Rückschlag war die Streichung von wichtigen Fördergeldern für unser Schreibzentrum. Plötzlich sah es so aus, als ob drei Jahre Arbeit und alles, was ich aufgebaut hatte, völlig umsonst gewesen wären. Ich fand es sehr schwer, das nicht persönlich zu nehmen und optimistisch zu bleiben. Ohne meine Kollegin Franziska Liebetanz, die trotz widrigster Umstände in dieser Zeit die Leitung des Schreibzentrums übernommen hat, wäre alles vorbei gewesen. Sehr geholfen hat, dass das Tutorenteam engagiert für das Schreibzentrum gekämpft hat und der Zuspruch von vielen Kolleginnen und Kollegen aus der ganzen Welt. Trotzdem war das eine Zeit, in der ich überlegt habe, den Beruf zu wechseln.

Wir haben dennoch einen weiteren Förderantrag geschrieben und während ich in den USA war, sind die Gelder bewilligt worden, so dass das Schreibzentrum jetzt sogar besser ausgestattet ist als vorher und wir die Leitung im Team weiterführen können. Mittlerweile weiß ich, auch aus Gesprächen mit Kollegen in den USA, dass man an der Uni auf solche Rückschläge vorbereitet sein muss, unabhängig davon, wie gut man arbeitet oder was man für Leistungen bringt. Wer das nicht erträgt, sollte lieber einen anderen Beruf wählen.

Was assoziieren Sie, wenn Sie »Die Macht der Worte« hören? Spielen Sie mit der »Macht der Worte«?

Was mir spontan einfällt: Ich tue mich schwer damit, Machtworte zu sprechen. Als Leiterin muss ich leiten und führen, aber ich diskutiere meistens mit allen Beteiligten und wir versuchen, wichtige Entscheidungen gemeinsam zu treffen. Manchmal ist das anstrengend und Machtworte wären einfacher, aber die Macht der diskutierten Worte, die zu einem Konsens führt, ist meiner Meinung nach dauerhafter.

Was erhoffen Sie sich für die Zukunft? Für sich und für Deutschland? Was wäre ein schöner Erfolg?

Für die Zukunft erhoffe ich mir, dass alle Universitäten Schreibzentren und Schreibprogramme einrichten und dort Leute beschäftigen, die sie als wissenschaftliches Personal adäquat bezahlen. Es müssten auch genügend Leute sein, so dass Zeit für die wissenschaftliche Arbeit in Schreibzentren bleibt. Ich erhoffe mir, dass sich die Schreibzentrumsforschung im deutschsprachigen Raum etabliert.

Ich wünsche mir, dass studentische Schreibberater die Möglichkeit bekommen, eine Weile in Schreibzentren im Ausland mitzuarbeiten

Ein Traum von mir ist ein internationales Peer-Tutoren-Austauschprogramm. Ich wünsche mir, dass studentische Schreibberaterinnen und Schreibberater die Möglichkeit bekommen, eine Weile in Schreibzentren im Ausland mitzuarbeiten. Ein schöner Erfolg wäre, wenn die EU ein solches Programm bezahlt.

...